Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 42. 1895.

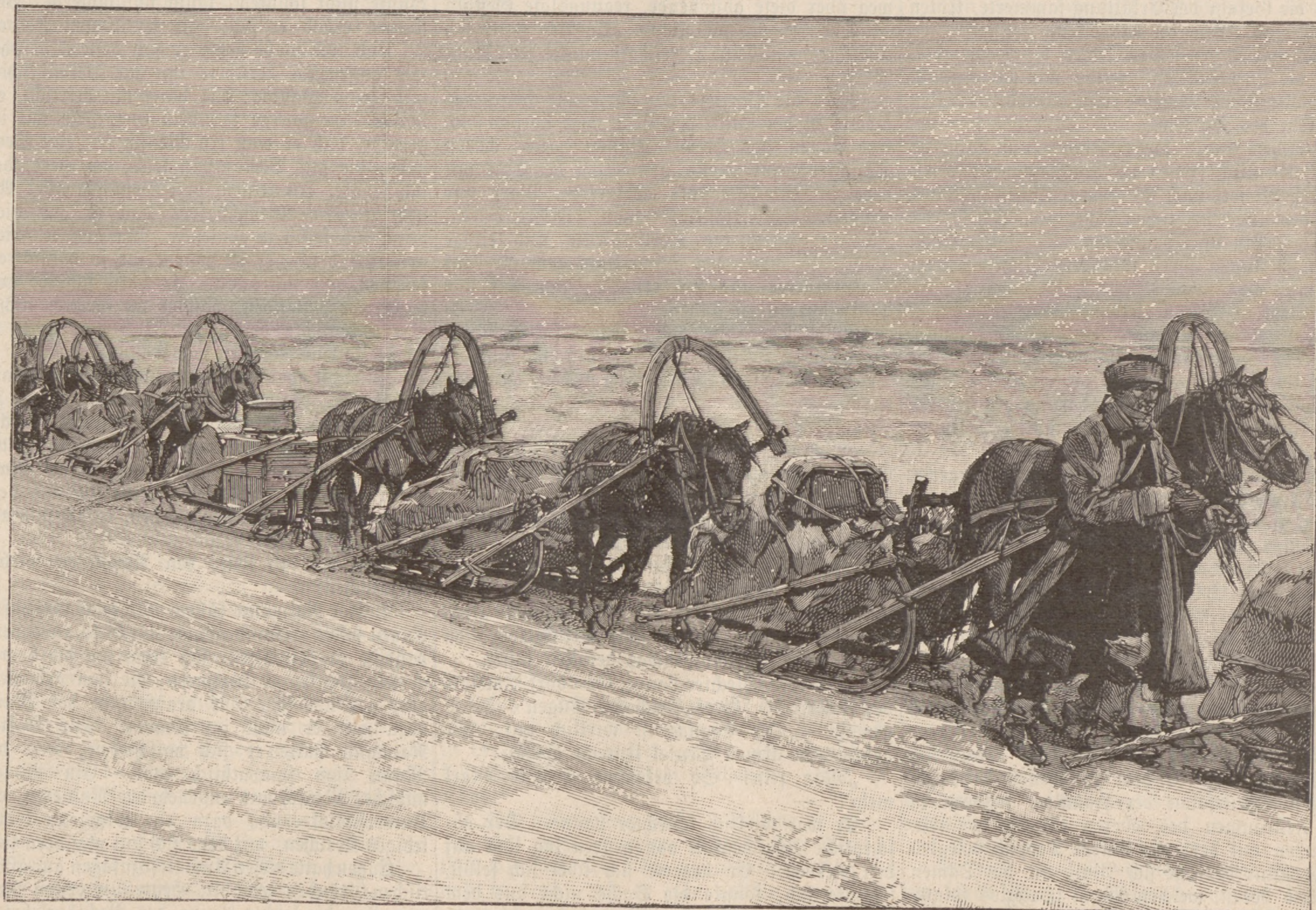
Die graue Mauer.

Novelle von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Nervös, wie Eugen war, vermochte er nicht wieder in die harmonische Stimmung von vorhin zu kommen. Gereizt, erregt fuhr er fort: „Sie wissen nicht, was Sie haben! Sie können schaffen! O, wenn ich das auch könnte! Ich habe es ja versucht. Aber es genügte mir nicht, es kam mir Alles kleinlich vor. Ich habe eben nichts Rechtes gelernt, gar zu viel gelesen, gar zu viel gesehen, gar zu viel ‚genossen', wie ihr sagt — ihr, die ihr keine Million geerbt habt! Ich habe einmal ein kleines Buch geschrieben: Reisebilder. Aber meine sogenannten Freunde lobten es so übermäßig, daß mir ganz öde dabei wurde. Und so bin ich denn nichts als eine Drohne. Möge man uns doch einmal todtschlagen!"

„Das ist keine Lösung," versetzte sie. „Ich wollte nur, ich vermöchte Ihnen zu schildern, wie mein Leben verlief, und Ihr eigenes würde Ihnen in anderem Lichte erscheinen. Ich hatte bis zu meinem zwölften Jahre einen mäßigen Wohlstand kennen gelernt; und dann auf einmal die Noth, die Sorge, die Entbehrung! Und ich hatte mich doch an das Bessere gewöhnt! Ich sehnte mich — sehnte mich fort aus dem engen Stübchen mit der hohen grauen Mauer des Hinterhauses vor dem Fenster. Schon dieser enge, düstere Hof war mir schrecklich, er schien mir ein Gefängniß, welches meine jugendliche Seele bedrückte. Die Einförmigkeit dieser freudlosen Existenz brachte mich zur Verzweiflung. Aber in jenem schmalen, düsteren Hofzimmer wurde auch mein Talent geboren. Ich träumte mich hinaus in die weite, schöne Welt — mir wuchsen Flügel! Aber sie wuchsen unter Schmerzen! Denn wenn ich Abends die Equipagen in's Theater rollen sah und ich, jung und leidlich



Russische Theekarawane im Winter. (S. 332)

hübsch, phantasievoll und genußfähig, immer zusehen mußte, ganz von ferne... Und Sie — Sie haben niemals so von ferne zugesehen!"

„Nein, niemals, ich war immer dabei! Aber manchmal erschien mir das Dabeiseinmüssen wie eine Gefangenschaft!"

„Sie sind nicht wahr! Sie mußten niemals! Sie konnten sich Ihre Gesellschaft wählen — sogar auf der Universität! Ich aber, ich war immer allein mit der eingeschüchterten, jammernden Mutter — der Vater im Gefängniß — wir wagten uns nicht unter Menschen. Noch trauriger war unsere Lage in Petersburg, in der Fremde. Doch habe ich allerdings praktisch dort schreiben gelernt. Nebenbei gesagt, russifizirte ich auf den Vorschlag meines Verlegers auch meinen Vornamen Helene in Irina."

„Irina," wiederholte er, „es klingt süß, verheißend, es erinnert an die Botin der Götter und ist doch modern. — Aber man ruft zum Souper; darf ich Ihnen meinen Arm bieten?"

Man ging zu Tische. Eugen und Irina unterhielten sich jetzt mehr konventionell, über allerlei. Er aß ohne Lust, denn die getrüffelten Poularden, deren Erscheinen bei den Soupers seiner Schwester er mit Sicherheit voraussetzen konnte, haßte er wie persönliche Feinde. Das Ragout fin en coquilles fand er leidlich, und das Chateaubriand à la jardinière nicht übel, begnügte sich aber mit dem Ansehen, während er den Fisch ohne Weiteres vorübergehen ließ.

Irina kostete mit Interesse von Allem, während die Mutter jeden Gang mit gespannter Aufmerksamkeit prüfte. Sie erinnerte sich krampfhaft an die längstverflossenen guten Zeiten und suchte die Qualität und die Zusammensetzung der Speisen zu ergründen.

„Es ist sehr heiß hier," sagte Irina jetzt, als die Tafelordnung sich zu lösen begann. Eugen gab sofort einem Diener den Befehl, ein Fenster zu öffnen. Während Frau Wallow über die Gefahr der Erkältung jammerte, traten Eugen und Irina an das offene Fenster.

Es war in den letzten Tagen des September, aber die Luft still und mild, wie im August. Der volle Mond schwebte ruhig über den dunklen Wipfeln des Gartens.

„Sehen Sie," sagte Irina, „nun kann ich mich ordentlich freuen auf den Heimweg! Diese herrliche Nacht, nach all' dem festlichen Geräusch und der unvermeidlichen Hitze hier. Ich komme Ihnen gewiß überspannt vor, aber solche Nacht übt noch immer ihren unwiderstehlichen Zauber auf mich aus."

„Darf ich Sie begleiten?" frug er.

Fast unbewußt war ein stillschweigendes Einverständniß zwischen ihnen entstanden. Mit ihrer klaren, verständigen Natürlichkeit erschien sie ihm wie eine neue Offenbarung des Lebens.

„Natürlich," versetzte sie freundlich, „Mutter ist ja dabei."

Noch einmal gelang es Lucie, die sich ärgerte, daß Irina Wallow nun doch auffiel durch die Aufmerksamkeit, die ihr Eugen erwies, ihn mit Adolphine zusammenzubringen.

Er hatte dabei einen seltenen, eigenthümlichen Moment der Erkenntniß. Wie viel jünger und hübscher dieses Mädchen war als Irina, und doch — welche geistige Kluft zwischen den Beiden! Und während er sehr freundlich, fast mitleidig mit ihr plauderte, fühlte er einen warmen Strom der Sympathie für Irina Wallow durch sein ganzes Wesen rinnen.

Die Gesellschaft entfernte sich. Natürlich hatte man nicht in dem zu ebener Erde gelegenen Speisesalon der Familie, sondern in den Festräumen des oberen Stockes getafelt. Draußen auf dem mit dickem Teppich belegten Treppenflur drängte sich Marx an die Damen Wallow heran, welchen Eugen zwanglos folgte.

Mit seiner bekannten Rücksichtslosigkeit sagte der Schriftsteller: „Na, das wäre auch überstanden! ... Entschuldigen Sie, Herr v. Gersdorf" — er drängte sich direkt zwischen Eugen und Irina — „ich begleite Fräulein Wallow nach Hause, das ist immer so gewesen bei solchen Gelegenheiten. Sie ist auch immer froh, mit einem vernünftigen Menschen zu sprechen."

In Eugen's Augen blitzte es zornig auf. Vielleicht hatte er sich — launisch wie er war — gerade auf den Heimweg gefreut. Abgesehen davon, war er von Neuem von einem Manne beleidigt worden, dem er nie etwas gethan hatte.

„Ich glaube, der Bordeaux meiner Schwester war zu stark ... Sie erlauben übrigens — Fräulein Wallow hat mir schon gestattet, sie zu begleiten."

„Nun, Sie können ja auch mitgehen," versetzte Marx gelassen. Und nochmals drängte er sich zwischen Beide und trat dabei Eugen auf den Fuß. Dieser wurde purpurroth, die Narben auf seiner Stirne leuchteten förmlich, Flammen schossen aus seinen Blicken, seine schmächtige, aber sehnige Gestalt hob sich gewaltig: mit einem einzigen kräftigen Handgriff stieß er Marx fort. Der kleine, spitzbärtige Mann taumelte, stürzte die eichene Treppe hinab und blieb unten blutend und anscheinend bewußtlos liegen.

Die meisten Gäste hatten das Haus bereits verlassen, noch stand das Portal weit offen. Die Damen Wallow stießen Schreckensschreie aus. Eugen zuckte die Achseln, er war ganz ruhig.

„Das wollte ich nicht," sagte er, „wer aber kann sich solcher Unverschämtheit gegenüber beherrschen!"

Hätte er das grinsende Gesicht Charles' gesehen, das über das vergoldete Gitter hinabschaute, er wäre noch einmal um seine Selbstbeherrschung gekommen.

So aber stieg er gelassen hinab, bis er vor dem blutenden, stillen Manne stand. Jetzt schauderte er unwillkürlich, er konnte nicht hinweg über diese abstoßende, regungslose Gestalt. Oben rührte sich nichts. Charles hatte sich zurückgezogen, seine Herrschaft mußte jetzt Ruhe haben.

Aber die Portiersfrau schrie um Hilfe, das mochte in der Stille der Nacht weit hörbar sein. Ehe Eugen das Haus verlassen hatte, waren Schutzleute zur Stelle, von denen der Eine mit dem in eine Droschke gelagerten Marx zur nächsten Sanitätswache fuhr, während ein Zweiter, durch die Portiersleute und einige Nachzügler von oben aufmerksam gemacht, auf Eugen zutrat und ihn ersuchte, ihm auf das Polizeibureau zu folgen.

Einen Augenblick wollte Eugen sich weigern: ein einziger Blick von Irina brachte ihn zur Besinnung. Bleich schritt er neben dem Beamten davon.

3.

„Wenn Ihr Cognac so schlecht ist," rief Eugen ärgerlich dem Kellner zu, „so komme ich so leicht nicht wieder!"

„Ich bitte, Herr Baron, es ist Hennessy," entschuldigte sich der Befrackte.

„Sie sind ein frecher Lügner! Ich weiß besser, was Hennessy ist!"

Der Kellner zuckte die Achseln und ging. Der Herr Baron gab ja gute Trinkgelder, da mußte man sich schon etwas gefallen lassen.

„Sie sind schlechter Laune, Gersdorf," meinte der Rittmeister Graf Selchow, Eugen's Tischgenosse. „Der Cognac ist wirklich gut; Sie haben dem armen Teufel Unrecht gethan!"

„Mag sein! So bekommt er eine Mark mehr!" —

Er war wirklich schlechter Laune. Der abscheuliche Zwischenfall von gestern lag ihm auf den Nerven. Er ärgerte sich über sich selbst, schämte sich, konnte die Sache nicht aus dem Sinne bringen. Wie der Mann dalag, blutend, bewußtlos — und er, er war Schuld daran! Er konnte dem verwundeten Manne nicht in einem großen Bogen ausweichen, wie er es sonst gern häßlichen und widrigen Dingen gegenüber that — er selbst hatte den Mann die Treppe hinabgestoßen. Man konnte nicht darüber hinweg. Er sah heute nichts, als den Mann, wie er regungslos hingestreckt dalag — sah und fühlte nichts als dieses.

Eugen hatte Nachts auf dem Polizeibureau Namen und Wohnung angegeben und war entlassen worden. Er hatte den Menschen fortgestoßen, weil er unverschämt gewesen war, und nun fiel Jener die Treppe hinunter. Wer konnte dafür? Nein, eine Gewissenssache war es nicht, aber widrig und unangenehm bis zur Unerträglichkeit! Noch in der Nacht hatte er sich in das Krankenhaus begeben, wohin man den Verletzten gebracht, hatte erfahren, daß es sich um eine schwere, aber nicht lebensgefährliche Kopfwunde handle; hatte sich bereit erklärt, die Heilungskosten auf der Abtheilung erster Klasse zu bezahlen, hatte auch gute Trinkgelder für das Wärterpersonal hinterlassen, damit dem Kranken alle mögliche Rücksicht und Pflege zu Theil werde. Er hatte sich an den diensthabenden Arzt gewendet mit der Frage, ob man dem Patienten vielleicht irgend welche persönliche Erleichterung schaffen könnte. Aber der junge Mann schüttelte nur ernst den Kopf und sah Eugen groß und vorwurfsvoll an ... Zum Teufel! was ging denn den dummen Pflasterkasten die Sache an? Das fehlte noch, daß sich gar noch ein Anderer um die dumme Geschichte kümmerte! ...

Erst gegen Morgen war er nach Hause gekommen, abgespannt, zitternd vor Aufregung, von einem wahren Ekel vor sich und dem Leben erfüllt. Auch das noch! Nachdem ihm sonst nichts geglückt, er nichts erreicht hatte, nichts, was ihn aus diesem leeren, gleichgiltigen Wohlleben aufrüttelte — nun dieser Skandal! Er konnte nicht schlafen, kaum schlummern. Verstimmt erhob er sich, mit zerrütteten Nerven.

Und wie wohl hatte er sich gestern gefühlt, wie angenehm berührte ihn die Bekanntschaft mit Irina Wallow; das hatte ihn erfrischt, erhoben. Er wurde bei dem Gespräche mit ihr gewahr, daß er doch ein Mensch sei, eine Seele habe, die mit Bewußtsein lebe, ein Herz, das sich sehnte. In seinem von Genüssen aller Art übersättigten Alltagsdasein kam er gar nicht dazu, sich selbst zu genießen. Was würde Irina von ihm denken? Er würde ihr so häßlich erscheinen, wie sich selbst. Er hatte sich ihr enthüllt, ihr gestanden, daß er im Grunde nichts war und nichts bedeutete. Und nun hatte er etwas gethan — aber was?

Zunächst wollte er zu seinem Rechtsanwalt, um zu erfahren, was er thun könne, Marx zu entschädigen. Aber der Anwalt war bei Gericht, erst Nachmittags zu sprechen. Eugen ging frühstücken; aber das köstliche, auserlesene Mahl widerte ihn an. „Was die Leute sich aus dem sogenannten guten Essen machen, es ist mir unbegreiflich!" dachte er.

Nun war es Zeit, den Advokaten wieder aufzusuchen.

Doktor Raimann führte alle seine Geschäfte. Eugen selbst verstand nichts, als Geld ausgeben; dasselbe zu verwalten, sich etwa um die beiden großen Häuser zu kümmern, die ihm gehörten, oder gar um sein Gut draußen in der Mark, dazu war er nicht im Stande. Für Doktor Raimann hatte er sich entschieden, weil der Mann ihm sympathisch war. Ein junger, hübscher Mensch mit angenehmen Manieren, ein Universitätsfreund, dazu ein witziges, leichtlebiges Kerlchen, mit dem sich gut plaudern ließ.

Eugen hatte diesen Anwalt sozusagen aus ästhetischen Gründen gewählt. Heute zum ersten Male war ihm die leichte Laune des Rechtsgelehrten,

der ihn mit einem frischgebackenen Kalauer empfing, lästig. Ein Rechtsanwalt ist denn doch für ernste Dinge da. Aber wie hätte Raimann ahnen sollen, daß es sich gerade heute um „ernste Dinge" handele! Und er zog eine höhnische Grimasse, als Eugen ihm das Letztere versicherte.

„Es ist mir gestern eine böse Geschichte passirt. Ich gab einem Menschen, der mir grob kam, einen Stoß, und der Kerl flog die Treppe hinunter, zog sich eine Kopfwunde zu, deren Heilung voraussichtlich sechs Wochen in Anspruch nehmen wird. Was kann ich thun, um mir Weiterungen, Unannehmlichkeiten zu ersparen?"

Der Doktor machte eine geringschätzige Bewegung. „Nach dem Gesetze haben Sie Kurkosten, Verdienstentgang zu ersetzen," sagte er, ohne sich weiter nach den Einzelheiten zu erkundigen.

Doktor Raimann theilte mit vielen seiner Kollegen die unangenehme Gewohnheit, unentwegt Aktenstücke zu erledigen, Unterschriften auf die ihm vorliegenden Briefe und Schriftsätze abzugeben, während er mit Jemand konferirte; dabei rauchte er aus einer mächtig langen Cigarrenspitze, die er nicht zu halten brauchte, weil sie zu seiner linken Hand auf dem Pulte auflag. Eine ganz häßliche Empfindung für den von seiner Angelegenheit erfüllten, vielleicht gemarterten Klienten, zu sehen, wie sein Anwalt sich mit „Lehmann contra Müller", „Wenzel contra Scholz" beschäftigt, und dabei behaglich schmaucht, indeß man ihm ein Stückchen Schicksal anvertraut.

„Kurkosten zu erstatten, habe ich mich schon erboten. Aber ich möchte gern weitere Entschädigung bieten — vielleicht ein Schmerzensgeld. Bitte, stellen Sie die Summe fest und lassen Sie sie sogleich an den Mann abgehen!" sagte Eugen.

Der Rechtsanwalt griff nach einem Bleistift und begann auf den freien Rand des gerade vorliegenden Aktenstückes zu schreiben. „Das wird ja leicht abzuschätzen sein," meinte er; „also zunächst Verdienstentgang . . . Wer war's, Ihr Bedienter, Ihr Portier? Oder gar ein Briefträger?"

„Nein, es war ein Schriftsteller!"

„Sie halten mich zum Besten, Herr Baron!" Raimann sah jetzt auf.

„Ganz gewiß nicht!" Und Eugen nannte und beschrieb die Person.

„Hm, hm," machte Doktor Raimann mit bedenklicher Miene; er ging an's Telephon, um Jemand zu befragen, der kürzlich in einem ähnlichen Falle als Vertheidiger fungirt hatte. Die Auskunft lautete: ein Mann wie Marx habe etwa viertausend Mark Jahreseinkommen.

„Sagen wir also: fünfhundert Mark, die er an Einnahmen verliert, etwa dreihundert Mark für die Kur und zweihundert Mark Schmerzensgeld — in Summa tausend Mark," meinte Raimann gelassen, sich Eugen wieder zuwendend.

„Senden Sie ihm zweitausend Mark," entschied Eugen.

„Wo denken Sie hin, Verehrtester! Wer wird denn so mit dem Gelde um sich werfen! Man soll in derlei Dingen niemals über die gesetzliche Verpflichtung hinausgehen. Schicken wir ihm also tausend Mark und stellen wir's ihm anheim, einen höheren Anspruch geltend zu machen . . . Ja, ja, glauben Sie mir, durch ein Zuviel gewinnt solch' ein Fall sehr leicht ein durchaus verändertes Gesicht," fügte er hinzu, als er sah, daß Eugen zögerte. Erst als der Anwalt versicherte, es sei ja noch immer Zeit, ein Uebriges zu thun, beruhigte sich Eugen und ging. In der Thüre noch meinte Raimann, er wolle sich auf dem Polizeibureau über die Geschichte informiren, damit Eugen ganz sicher keine weiteren Unannehmlichkeiten habe.

Das war nur so hingeworfen und fand kaum noch Beachtung. Denn Eugen's Gedanken waren nun glücklich über den widerwärtigen Zwischenfall hinaus. Es hatte fünf Uhr geschlagen, und dabei war ihm eingefallen, daß Irina, wie sie gestern sagte, zwischen fünf und sechs Uhr für Kollegen zu treffen sei. „Ich bin zwar kein Kollege," hatte er geantwortet, „würde aber glücklich sein, als einer zu gelten!" Er mußte sein ungebührliches Betragen gegen Irina's Freund entschuldigen.

Natürlich wohnte Irina im vierten Stock. „Das thun diese Art Leute immer," dachte Eugen. Daß der Miethpreis in demselben Verhältniß sinkt, als man Treppen hinaufsteigt, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Irina Wallow, mit ihrem wahren Namen Helene Wallner, hatte eine ganz kleine Wohnung inne, zwei Stuben und ein Schlafkabinet, aber sehr freundlich, lichtdurchfluthet, mit der Aussicht über einige Dächer nach den Wipfelkronen des Thiergartens. Es sah Alles nach beschränkten Verhältnissen aus, aber mit dem Bestreben nach Anmuth und Wohlgefälligkeit. Nichts von dem geschmacklosen Kram des Philisterhauses — keine Kanevasstickerei, keine Papierblumen, keine gehäkelte Tischdecke, kein Prachtwerk auf dem Tische; aber Photographien klassischer Bildwerke, schöne Blattpflanzen, einige Büsten von Terracotta. Der Nähtisch war für die Mutter, der Schreibtisch für die Tochter. Die Mutter besorgte die Wirthschaft, die Tochter schriftstellerte; so fehlte es dem Hause nicht an Behagen.

Eugen sah sich verwundert um. Er hatte ja keine Vorstellung von dieser Art Mittelstand, in dem man ein beschränktes und zugleich innerlich vertieftes Leben führen kann.

Irina empfing ihn freundlich, aber merklich kühl; der nächtliche Vorfall hatte, das sah er, ihre Sympathie für ihn im Keime erstickt. Er sah es sofort an ihrem gemessenen Wesen. Er mußte versuchen, den häßlichen Eindruck zu verwischen.

Nun saßen sie einander gegenüber. Irina an ihrem Pult, wo jeder Gegenstand seine besondere Bedeutung hatte, die paar Bilder, Alles besondere Lieblinge Irina's, der Epheu von ihr gepflegt, Alles von persönlichem, intimem Reiz. Und er dachte an die Fülle von Prachtgegenständen in seiner Wohnung, die ihm ja gefielen, ihm aber doch recht fremd waren. Und wie sie mit einem gewissen Stolze ihre kleinen Schätze zeigte, verstummte er. Er erschien sich arm in seiner luxuriösen Wohnung am Königsplatz für fünftausend Mark Jahresmiethe.

Er kam jetzt auf den Zweck seines Besuches; er entschuldigte sich, förmlich, trockenen Tones.

Sie sah ihn aus ihren großen, hellblauen Augen an, ohne ihn mit einer Silbe, mit einer Bewegung zu unterbrechen. In ihrem einfachen Hauskleide sah sie eigentlich besser aus, als in Gesellschaftstoilette; die Einfachheit kleidete sie.

„Es ist ja sehr freundlich von Ihnen," sagte sie mit ihrer ruhigen Gelassenheit, „daß Sie eigens zu mir kommen, um sich zu entschuldigen. Es wäre gar nicht nöthig gewesen. Ich glaube nämlich gar nicht, daß es Ihnen leid thut, was geschehen ist. Seien Sie ehrlich — thut es Ihnen leid?"

„Natürlich," sagte er, „ja — es ist sehr ärgerlich!"

„Ja — ärgerlich," entgegnete sie nicht ohne Spott, „das ist das rechte Wort! Aergerlich ist es Ihnen — weiter nichts! Der Zwischenfall stört Sie in Ihrem Behagen — das ist Alles!"

„Sie haben ganz Recht," erklärte er offen, „er stört mich — weiter nichts! Der Mensch thut mir nicht leid. Ein unangenehmer Kerl — und so frech, daß er eine Lektion verdiente! Ich finde es lächerlich, daß man in solchem Falle auf die gesellschaftlichen Formen achten soll! Uebrigens wird ja Herr Marx nach seiner Genesung wissen, was er zu thun hat. Er soll mich nur fordern — ich werde dem Burschen schon heimleuchten — habe ja meine Universitätszeit doch nicht so ganz verloren!"

„Und Sie meinen, ein Duell, gleichviel wie es ausgeht, könne ihn schadlos halten?" fragte sie mit durchdringendem Blick.

„Er soll meinetwegen auch in barem Gelde entschädigt werden!"

Sie sah ihn noch immer groß und vorwurfsvoll an. „Ziehen Sie denn gar nicht in Betracht, daß es auch für ihn eine große Unannehmlichkeit ist? Er ist ja ein gebildeter Mann. Aber Sie denken eben nur an sich. Ich gebe zu, er hat abstoßende Manieren, aber er ist ein Mensch von tadelloser Lebensführung. Glauben Sie, er habe keine Empfindung dafür, von Ihnen die Treppe hinabgeworfen zu werden?"

Er hatte in der That noch nicht daran gedacht. Wie kam er dazu, an Andere zu denken? Einen Augenblick neigte er dahin, ihr dies zu gestehen, aber sein aristokratisches Selbstgefühl sträubte sich dagegen. Er zuckte die Achseln und meinte kühl: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß Herr Marx so zart besaitet ist. Geld wird die Sache wieder gut machen."

„Mit anderen Worten: Ihnen scheinen Diejenigen, welche nicht zu auserlesenen Genüssen vorherbestimmt sind, keine Menschen!"

„O, das sage ich nicht! Aber Herrn Marx halte ich wirklich nicht für einen Menschen meiner Art."

„Vielleicht hat er nichts Gemeinsames mit Ihnen," sagte Irina ernst, „wohl aber mit mir. Ich versorge nämlich meine Mutter, und er sogar seine beiden Eltern. Das wird uns immerhin ziemlich sauer; wir helfen einander aber, soviel wir können, denn wir haben ein gemeinsames Lebensziel."

Ein wenig betroffen versetzte er: „Gewiß, ich will ihn darin nicht stören! Im Gegentheil, die ganze Geschichte soll, materiell wenigstens, zu seinem Vortheil ausgehen."

„Sie glauben mir vielleicht nicht — glauben vielleicht nicht, daß ein Mensch wie Marx ein guter Sohn sein kann? Und es ist doch so! Diese jungen Herren — denn er ist jung, obgleich er nicht so aussieht — legen sich irgend eine Manier zurecht, durch welche sie auffallen wollen, aus der großen Menge sich hervorheben. Bei dem Einen sind's die wallenden Locken, bei dem Anderen eine wilde Frisur, beim Dritten excentrische Kleidung; bei Marx ist's die Frechheit in Styl und Betragen. Aber es ist eben nur Manier! Inwendig ist er weder ein Genie noch ein Ideal, sondern ein guter Kerl."

Irina bewirkte das Gegentheil dessen, was sie beabsichtigte: Eugen ärgerte sich über ihr Lob. Er erwiederte verstimmt: „Mir ist er einfach widerwärtig, ich nehme ihn nicht ernst!"

„Nein," sagte sie, nunmehr auch gereizt, „das sehe ich. Sie schieben ihn mit dem Fuß bei Seite, denn — Sie sind ja reich!"

„Sie werden bitter."

„Nicht im Geringsten, Herr v. Gersdorf. Sie haben Selbstgefühl durch Ihr Geld, ohne es zu wissen. Von Klein auf sind Sie gewohnt, daß Ihr ganzes Thun und Haben ein eigenthümliches Gewicht hat, denn Sie können's ja bezahlen! Wenn Sie einen Mann, wie Marx, einem zwar unangenehmen, großmäuligen, aber ehrlichen, fleißigen Menschen, die Treppe hinunterwerfen — was thut's? Sie können's ja bezahlen!"

„Nun, und was denn sonst?"

Er war wirklich neugierig, was sie denn für ihren Marx in Anspruch nehmen könnte.

„Ein gutes Wort," sagte Irina.

„Nein," rief er entschieden aus, „nein, das hab' ich nicht für ihn!"

Sein ganzer Hochmuth war erwacht. Für diesen unangenehmen, unverschämten Gesellen hatte er kein gutes Wort. Bezahlen wollte er ihn, so hoch es anging, so hoch, als Jener es forderte; das aber war mehr als genug.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Theekarawane im Winter.

(Mit Bild auf Seite 329.)

Der chinesische Thee, welcher auf dem Landwege nach Rußland kommt, wird, meist in Kisten gepackt, in Kiachta im Sommer auf Wagen, im Winter auf Schlitten geladen, die je mit einem Pferde bespannt sind. Eine große Anzahl solcher Fuhrwerke bildet eine Karawane (siehe das Bild auf S. 329), welche sich unter Führung eingeschworener Mitglieder der Fuhrmannsgilde, die für jeden Verlust an Ladung verantwortlich sind, in Bewegung setzt. Zuerst geht die Reise durch ganz ödes Gebiet nach Irkutsk; von dort auf der Haupthandelsstraße über Krasjowarsk, Tomsk, Ischym nach Tjumen, wo die Eisenbahn den Theetransport aufnimmt und bis Jekaterinenburg weiter befördert. Die Fortbewegung durch die endlosen sibirischen Steppen geschieht nur im Schritt, deshalb braucht eine solche Theekarawane von Kiachta bis Tjumen gewöhnlich vier Monate.

Die Mädelegabel.

(Mit Abbildung.)

Der höchste Gipfel der Algäuer Alpen ist das Hohe Licht (2687 Meter), der zweithöchste, der Große Krottenkopf, der dritthöchste, die vorhergehenden jedoch an malerischem Aufbau bedeutend übertreffend, die Mädelegabel (2649 Meter). Am meisten wird daher auch die prächtige Mädelegabel bestiegen, wozu man von Oberstdorf aus etwa anderthalb Tage gebraucht. Wer dagegen zu solchen anstrengenden Touren nicht fähig ist, kann wenigstens einen großartigschönen Blick auf die Gipfel dieser Berggruppe gewinnen, wenn er sich nach der abgelegenen Häusergruppe Einödsbach begibt, von wo aus auch unsere Abbildung aufgenommen ist. Hier entschleiert sich



Die Mädelegabel, von Einödsbach aus gesehen.

ihm die ganze Mädelegruppe. Am meisten besucht wird die mittlere Spitze; weniger die westliche, die Hochfrottspitze, am wenigsten die nördliche, die Trettachspitze. Letztere ist sehr schwierig und nur ganz geübten, schwindelfreien und verwegenen Bergsteigern zugänglich.

Günstige Prophezeiung.

(Mit Bild auf Seite 333.)

Die Schöne im Kostüm der Renaissancezeit auf unserem Holzschnitt S. 333 (nach einem hübschen Gemälde von R. Völcker) läßt sich die Karten legen Worauf ihre Gedanken vorzugsweise gerichtet sind, läßt uns das männliche Medaillonporträt in ihren Händen deutlich genug erkennen. Ebenso ersehen wir aus ihren freudestrahlenden Zügen, wie aus dem Gesichtsausdruck der gefälligen Kartenlegerin, die auf den Coeurkönig deutet, daß es eine den Wünschen der jungen Dame günstige Prophezeiung ist, welche sie soeben zu hören bekommt und offenbar gläubigen Herzens entgegennimmt.

Eine lustige Wette.

Erzählung von L. v. Sacher-Masoch.

An einem schönen Märztage des Jahres 1809 verlangte eine stattliche Bäuerin Einlaß vor dem Schlosse Thurn, das malerisch von einem hohen Bergesgipfel auf die kleine alterthümliche Stadt Meran herabsieht. Es gährte seit geraumer Zeit in Tirol, das die Fremdherrschaft nur unwillig ertrug. Man flüsterte da und dort von einem nahe bevorstehenden neuen Kriege Oesterreichs gegen Napoleon und von kühnen Hoffnungen, die sich an denselben knüpften. Die Bayern und Franzosen hatten Verstärkungen herangezogen. In Meran lag bayrisches Fußvolk, auf Schloß Tirol waren französische Jäger zu Pferde einquartiert. Ein gewisses Bangen lag auf allen Herzen, und täglich auf irgend ein außerordentliches Ereigniß gefaßt, schlossen Alle ihre Thore und hielten mißtrauische Wache.

So war es auch auf Schloß Thurn, und es währte geraume Zeit, ehe die Bäuerin eingelassen wurde.

„Na, kennst Du mich denn nicht?" fragte sie lächelnd den Thorwart, als dieser rasch wieder das Thor geschlossen hatte.



Günstige Prophezeiung. Nach einem Gemälde von R. Völcker. (S. 332)

„Ist es möglich!" erwiederte dieser erschrocken, „die Frau Gräfin Trautmannsdorf! Was hat das wohl zu bedeuten?"

„Gutes, Christoph," erwiederte die Gräfin. „Ist die Herrschaft daheim?"

„Ja, gnädige Frau, im Weinberge."

Die Gräfin ging durch den Hof und das Gärtchen und fand die Freifrau v. Thurn mit ihren Kindern in der Laube des Weinberges, von dem aus sich eine entzückende Aussicht bot, einerseits über die sonnenbeglänzten Kuppen bis zum Jaufen hin, anderseits in die Ebene hinein, durch die das Silberband der Etsch dahinzieht.

Die beiden Frauen küßten sich herzlich. Beide waren jung und schön, aber Vincenza, Gräfin Trautmannsdorf, deren Mann in der Schlacht bei Caldiero gefallen war, hatte die hohe Gestalt und die mächtigen Glieder einer Brunhilde, vereint mit jenem röthlich blonden Haare, das im deutschen Südtirol dafür zu zeugen scheint, daß es mehr als eine gelehrte Grille ist, in diesen Thälern die Nachkommen der Kimbern und Teutonen zu suchen, während Katharina, Freifrau v. Thurn, im ganzen Lande nur die schöne Trini genannt, eine mittelgroße, mehr zarte als kräftige Erscheinung mit einem holden, altdeutschen Madonnengesicht und goldblonden Flechten war.

„Weshalb aber diese Verkleidung?" fragte die Letztere, „was bringst Du für ein Geheimniß?"

„Ein gutes, Trini," erwiederte Vincenza, „noch ein wenig Geduld, und unser theures Land Tirol wird wiederum frei."

„Dazu gebe der Himmel seinen Segen," sagte die Baronin. „Ich weiß ja, daß sich etwas Wichtiges vorbereitet, aber was hast Du damit zu thun? Läßt Du Dich etwa in gefährliche Dinge ein?"

„Ich habe geschworen, meinen Mann zu rächen," rief die Gräfin, „und ich werde es auch ausführen."

Sie erzählte nun der Freundin, daß Erzherzog Karl mit seinen umfassenden Vorbereitungen zu einem Feldzuge gegen den Franzosenkaiser fertig, und in Kurzem die Kriegserklärung zu erwarten sei, daß zahlreiche Patrioten in Tirol nur das Signal erwarteten, um sich gegen die Fremdherrschaft zu erheben. Der Sandwirth Andreas Hofer sei zum Kommandanten erwählt. Erzherzog Johann und Baron Hormayr leiteten von Wien aus die Vorbereitungen. Kaiserliche Offiziere seien bereits in Verkleidungen in das Land gekommen, um in dem Augenblick, in dem die Feuer auf den Bergen auflodern würden, die Führung der Aufständischen zu übernehmen. Sie selbst halte den Major von den Kaiserjägern, den Grafen Hendel, verborgen.

Die schöne Trini lächelte. „Auch ich habe Einquartierung," sagte sie.

„Franzosen?"

„Nein, einen kaiserlichen Offizier."

„Du bist also auch im Komplott?"

„Nein. Ich habe nur meinen Vetter, den Grafen Hugo Wolkenstein, aufgenommen, der Lieutenant im Regimente Erbach ist."

„Kann ich ihn sprechen?"

Die Freifrau nickte, und beide Damen stiegen die Wendeltreppe empor, die zu einem abseits liegenden epheuumrankten Thurme führte. Auf halbem Wege fragte die Gräfin: „Und Thurn?"

„Mein Mann ist im Hauptquartier zu Wien."

Die schöne Trini klopfte jetzt an eine niedere eisenbeschlagene Thür und trat mit Vincenza in ein gewölbtes Gemach ein, in dem Wolkenstein, als Meraner Bauer verkleidet, eben vor einer Karte saß. Während sie sich herzlich begrüßten, ließ die Gräfin ihre stahlblauen Augen angenehm überrascht auf der Heldengestalt Wolkenstein's ruhen, und dieser verschlang die schöne Frau geradezu mit seinen Blicken.

Trini bemerkte es und lächelte.

„Sie sind also einer der Unseren?" fragte die Gräfin.

„Ja, ich bin hier, um mit Ihnen zu kämpfen und zu siegen oder zu sterben," erwiederte der junge Offizier. Er berichtete hierauf von den Vorbereitungen, deren Zeuge er in Oesterreich gewesen, von der neu errichteten Landwehr, den zahlreichen Freiwilligenbataillonen und der Begeisterung, die in der Armee herrschte, während die Gräfin ihm von den Anschlägen der Patrioten, den geheimen Waffenschmieden und Munitionsvorräthen in den Bergen und dem Plane zum Ueberfall der Stadt Meran sprach.

Nachdem sie zusammen das Abendessen eingenommen hatten, brach Vincenza auf. Wolkenstein bot sich an, sie zu begleiten, und sie nahm es ohne Weiteres an.

„Ich werde an der Seite der Männer kämpfen," sagte sie zum Abschiede, „hast Du auch schon Deine Büchse bereit, Trini?"

„Ich?" gab die Freifrau schalkhaft zur Antwort. „Nein, meine Liebe, mein Schlachtfeld ist meine Küche und mein Keller."

„Hat nicht Margarethe Maultasch einst auch das Schwert geschwungen?"

„Ja, das war eine Amazone, so wie Du, ich bin ein einfaches Weib, für mich paßt das nicht." —

Der Abend sank über Berg und Thal hernieder, als das hochgewachsene schöne Paar von Schloß Thurn hinabstieg, um durch die Weinberge den Weg nach der alten Burg Trautmannsdorf zu nehmen. In der Gegend von Obermais begegneten sie einer Patrouille bayrischer Soldaten, deren Führer, ein ergrauter Korporal, sie mißtrauisch musterte, aber schließlich doch unbehelligt gehen ließ.

Es war dunkel, als sie sich Trautmannsdorf näherten, trotzdem hieß die Gräfin den jungen Wolkenstein scheiden, da seine Anwesenheit im Bereiche des Schlosses Verdacht erregen konnte. Ungern gehorchte er der schönen Frau.

„Ich fürchte, daß Ihnen etwas zustößt," sagte er.

„Wir sind ja nicht in den Abruzzen, unser Volk ist treu."

„Aber die Franzosen —"

„Die sind galant," erwiederte Vincenza lächelnd, „und für den schlimmsten Fall bin ich gerüstet."

Sie zog unter ihrem Sammetmieder einen Dolch hervor und ließ die Klinge vor den Augen Wolkenstein's blitzen. Wolkenstein seufzte.

„Was verstimmt Sie?" fragte die Gräfin.

„Daß Sie so wenig eines Beschützers, eines Mannes bedürfen."

„Muß es denn ein Schirmherr sein?" entgegnete sie, „einen Gefährten zu haben ist auch schön."

Wolkenstein beugte sich über ihre Hand und küßte sie. Dann schritt sie rasch den Fußpfad empor, während er hinter einem Kreuz, das am Wege verborgen stand, ihr nachblickte.

— — — — — — — — — —

Am 9. April erfolgte die Kriegserklärung Oesterreichs an Napoleon. Am nächsten Tage rückte Erzherzog Karl in Bayern ein, und die braven Tiroler erhoben sich zum Freiheitskampfe.

Am Abend des 10. April lagerte eine Schaar bewaffneter Männer auf einer Waldwiese, nicht weit vom Schlosse Tirol, um ein mächtiges Feuer. Immer neue Genossen fanden sich ein, während Major Graf Hendel, Andreas Hofer und Speckbacher abseits unter einem Baume standen und beriethen. Ein Gemurmel, halb beifällig, halb schalkhaft, ging durch die Gruppen der wetterfesten, sonnenbraunen Schützen, als jetzt auch die schöne Gräfin Trautmannsdorf, den mit Gemsbart und einer Spielhahnfeder geschmückten Hut auf dem Kopfe, mit der braunen, durch rothe Aufschläge verzierten Männerjacke angethan, eine Flinte über der Schulter, den Bergpfad heraufkam.

Sofort erhob sich an dem Feuer eine schlanke hohe Männergestalt. Es war Graf Wolkenstein, welcher der schönen Amazone entgegeneilte und ihr aus seinem Mantel einen bequemen Sitz nahe den brennenden und krachenden Tannenästen bereitete.

„Wollen Sie sich wirklich der Gefahr aussetzen," sagte Wolkenstein, „das Opfer einer französischen Kugel zu werden?"

„Ist mein Leben mehr werth als das Ihre, als das aller dieser braven Männer?" erwiederte Vincenza.

Wolkenstein fand keine andere Antwort als einen bewundernden Blick.

Noch eine Weile währte das stumme Warten, bei dem es auf allen Herzen schwer lastete, denn die Ungewißheit war für Alle eine Qual, Alle brannten vor Begier nach einer kühnen That, und schon begannen Manchem Zweifel aufzusteigen, da das verabredete Signal so lange nicht gegeben wurde.

Endlich flammte es auf dem Jaufen auf, und rasch loderten die Feuer jetzt auf allen Bergesgipfeln empor. Die treuen Männer hatten Wort gehalten, in dieser Stunde erhob sich ganz Tirol.

Es war ein herrlicher Augenblick.

Alle knieten nieder, sprachen ein kurzes Gebet und bekreuzten sich. Dann wurden rasch und still die letzten Befehle ausgetheilt, und gleich darauf setzten sich drei Schaaren durch die sternenhelle Nacht in Bewegung, die eine gegen Schloß Tirol, die zweite gegen den Küchelberg, die dritte gegen Meran.

Der Ueberfall gelang vollständig. Wolkenstein und Vincenza kämpften zusammen in einem Hohlweg, den die französischen Jäger durcheilen mußten, als sie, durch Schüsse aufgeschreckt, Schloß Tirol verließen, um sich nach der Stadt durchzuschlagen. Pferde und Leute fielen hier zahlreich durch die Kugeln der Tiroler, und als endlich eine Barrikade aus Todten und Verwundeten die Straße sperrte, und die übrig gebliebenen Franzosen nicht mehr durchkommen konnten, warfen sich die Tiroler mit Kolben und Sensen auf sie.

Im wüthenden Handgemenge gerieth Gräfin Trautmannsdorf zwischen ein gefallenes Pferd und einen Chasseur, der ihr seine Pistole auf die Brust setzte. Sie schien verloren, als Wolkenstein dem Feinde in den Arm fiel und ihn mit einem Säbelhiebe zu ihren Füßen niederstreckte.

Als der Sieg erfochten war, lagerten Tausende von Tiroler Bauern auf den Straßen und Plätzen von Meran, während die Führer im Gasthofe zur Post saßen und beriethen. Im Osten dämmerte das erste Morgenlicht, und die Passer wälzte donnernd ihre Wellen über die Steine, welche ihr enges Bett füllten.

Unfern der Brücke, die nach Untermais führt, stand Wolkenstein und blickte sinnend in den Silberschaum des Flusses. Da legte sich eine weiche Hand auf seine Schulter, und als er den Kopf wendete, stand Vincenza ihm zur Seite. „Ich danke Ihnen," sprach sie, „ohne Sie läge ich jetzt bei den Todten."

„Danken Sie mir nicht," gab er zur Antwort, „es klingt doch nur wie Hohn, da Sie dieses mir so theure Leben im nächsten Augenblicke wieder auf die Wagschale werfen wollen."

„Zürnen Sie mir nicht, mein Freund," sagte sie, ihm die Hand reichend, „ich habe einen Schwur zu erfüllen."

„Dem haben Sie bereits Genüge gethan."

„Erst dann, wenn der Kampf zu Ende ist."

Wolkenstein blickte zur Erde und schwieg.

„Was wollen Sie also?" begann sie von Neuem.

„Daß Sie sich schonen.“

„Und warum?“

„Weil ich Sie liebe!“

„Und wenn ich Sie gleichfalls liebte, Wolkenstein, und Sie bitten würde, stecken Sie das Schwert in die Scheide, bleiben Sie bei mir, ich will Sie an den Spinnrocken setzen —“

„Sie scherzen!“

„Ich scherze nicht,“ fuhr die Gräfin fort.

„Sie weisen meine Liebe nicht zurück?“

„Nein. In außerordentlichen Zeiten ist Alles ungewöhnlich, auch die Liebe. So haben sich unsere Herzen im Sturme gefunden, rasch und plötzlich, wie Andere im holden Lenzeskosen. Doch jetzt gilt es, zu kämpfen. Wenn wieder Friede ist, dann, Wolkenstein, dann haben Sie das Recht, mich an diese Stunde zu mahnen.“

Wolkenstein neigte sich über ihre Hand und küßte sie; sie aber reichte ihm mit einem leuchtenden Blick die rothen Lippen ehrlich und entschlossen dar. Sie küßten sich und küßten sich wieder.

Dann ertönten die Trommeln und die Schwegelpfeifen, und unter lautem Jauchzen ging es über die Passerbrücke gegen Bozen — dem Feinde entgegen.

* * *

Während der folgenden Kämpfe waren Wolkenstein und die Gräfin Trautmannsdorf getrennt worden. Sie befand sich bei dem Bauernheer, das gegen Innsbruck vorrückte, während er von dem Oberkommandanten mit einem Auftrage nach Südtirol entsendet worden war. Nach der Schlacht am Berge Isel, durch welche die Hauptstadt von Tirol vom Feinde befreit worden war, ließ Andreas Hofer, um seine Kräfte nicht zu zersplittern, die Gefangenen, mehrere Tausend an der Zahl, durch Mädchen und Frauen nach dem Süden abführen, und die hochgewachsenen kräftigen Tirolerinnen, mit Sensen und Piken bewaffnet, erfüllten ihre Aufgabe vortrefflich.

An der Spitze einer dieser seltsamen Kolonnen ritt eines Tages die Gräfin Trautmannsdorf in Meran ein, und traf unter den Lauben mit der Baronin Thurn zusammen. Vincenza sprang vom Pferde, und die beiden Frauen umarmten und küßten sich.

„Weißt Du schon die große Botschaft?“ rief Vincenza, „Erzherzog Karl hat den Kaiser Napoleon geschlagen bei Aspern am 21. Mai.“

„Gott sei gepriesen,“ rief die schöne Trini. „Aber es hilft uns nichts, wir werden die Franzosen doch bald wieder hier haben. Indessen ihr im Norden Siege erfochten habt, sind sie von Italien aus und durch das Pusterthal hier eingedrungen.“

„Ich weiß es,“ erwiederte die Gräfin, „das sind aber nur fliegende Kolonnen, und schon zieht sich von allen Seiten das Ungewitter um sie zusammen. Willst Du auch diesmal zu Hause bleiben, Trini?“

„Gewiß, zu Hause, wo die Frau hingehört.“

„Hast Du denn gar keine Vaterlandsliebe?“

„Ganz gut, meine Liebe,“ erwiederte die Baronin lächelnd, „ich begnüge mich aber, die Kämpfer zu speisen und die Verwundeten zu pflegen.“

„Das ist nicht genug.“

„Wenn es einmal nöthig sein sollte,“ sprach die schöne Trini, indem sie den Arm in die Seite stemmte, „komme ich euch mit meinem Kochlöffel zu Hilfe.“

„Spotte nicht.“

„Ich wette mit Dir,“ fuhr die Baronin fort, „daß ich, sobald ich will, mehr Gefangene mache als Du.“

„Ich nehme die Wette an.“

„Topp, Zenzi.“

Die beiden Frauen schüttelten sich lachend die Hände. Dann traten sie in die nahe Weinstube, und bei einem guten Glase rothen Terlaners erzählte Vincenza vom Siegeszuge der Tiroler.

Da kam ein alter Bauer aus der Gegend von Brixen mit böser Kunde.

Graf Wolkenstein hatte dort das zweite Aufgebot organisirt, als eine französische Abtheilung plötzlich hereingedrungen war. Die Schützen hatten sich meist in die Berge gerettet, aber ein kleiner Theil war dem Feinde in die Hände gefallen, darunter Wolkenstein, und es hieß, man werde die Gefangenen vor das Kriegsgericht stellen und erschießen.

Die Gräfin war bis in die Lippen bleich geworden, aber sie verlor keinen Augenblick ihre Geistesgegenwart und Entschlossenheit.

Sie ließ sofort in Meran und den benachbarten Thälern die Sturmglocke läuten. Was nur Waffen tragen konnte, strömte herbei, Greise und Knaben, ja sogar manches derbe Tiroler Mädchen hing die alte Flinte des Großvaters um, der nicht mehr mitkonnte.

Der Kaplan von Schönna segnete die Schaar und stellte sich mit dem Kruzifix in der Hand an ihre Spitze. Am Morgen zogen sie aus und nahmen den Weg durch's Gebirge, auf Pfaden, die sonst nur die Gemse oder der Bär, der damals noch in jenen Thälern hauste, betrat.

In einer regnerischen Juninacht nach einem furchtbaren Gewitter, während noch Blitze zuckten, und der Donner in den Felsenbergen grollte, drangen die Tiroler in Brixen ein. Was sich nicht ergab, wurde niedergemetzelt. Als der Morgen anbrach, war die Stadt genommen, waren die Gefangenen befreit.

„Wir sind quitt,“ rief die schöne Amazone Wolkenstein zu, als er sie begeistert in seine Arme schloß.

Einige Tage später brachte sie der Baronin Thurn einen französischen Offizier, den sie mit eigener Hand entwaffnet und gefangen hatte.

„Nun, wo sind Deine Gefangenen?“ fragte sie lachend.

„Nur Geduld,“ murmelte Trini, „wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

— — — — — — — — — —

Während die Tiroler dem anrückenden Feinde im Pusterthale entgegengezogen waren, kam plötzlich Nachts ein französisches Bataillon von Süden her über die Berge herüber auf Meran zu und besetzte in aller Stille Schloß Thurn. Von hier aus sollte erst Schloß Tirol, dann Meran durch einen Handstreich genommen werden.

Die schöne Trini empfing die ungebetenen Gäste zuvorkommend, ja lächelnd, denn ein verwegener Gedanke war ihr plötzlich durch den Kopf geschossen. Die feindlichen Offiziere zeigten sich artig und verlangten nur Speise und Trank für sich und ihre Leute, da sie seit zwei Tagen so gut wie nichts gegessen hatten.

„Sie sollen auf das Beste bedient werden,“ gab die Baronin zur Antwort, und nun eilte sie selbst in die Küche und in den Keller und bot Alles auf, um die Franzosen zu befriedigen. Heimlich aber sandte sie sofort einen Eilboten das Pusterthal hinauf, einen zweiten nach Bozen, um Hilfe herbeizurufen.

Die Franzosen hatten kein Arg. Sie glaubten das Schloß durch ihre Posten gut genug umstellt zu haben, um jeden Verrath zu verhindern. Allein für die mit der Oertlichkeit vertrauten Einwohner gab es Schleichwege genug. Während die Franzosen sorglos die Gastfreundschaft der Schloßherrin sich zu Nutzen machten, eilten die Boten ihrem Ziele zu.

Am anderen Morgen rückten Graf Wolkenstein und Vincenza mit einer Schaar von mehr als tausend Tirolern auf Schloß Thurn heran. Zu ihrem Erstaunen leistete ihnen kein Franzose Widerstand. Aber noch größer wurde ihre Verwunderung, als die schöne Trini lächelnd auf Vincenza zutrat und sagte: „Liebe Freundin, ich übergebe Dir ein französisches Bataillon als Gefangene. Die Leute, bestehend aus 207 Mann, 6 Offizieren und einem Major, liegen an Händen und Füßen gebunden in den Sälen des Erdgeschosses.“

Unter lautem Jubel der Menge erzählte nun die Freifrau, wie sie erst tüchtig Salz und Pfeffer in die Speisen und dann betäubenden Mohnsaft in den rothen Terlanerwein gethan habe, wie um Mitternacht alle Franzosen gleich Todten dalagen, und wie dann die Frauen und Mädchen aus dem Dorfe die Armen in aller Gemächlichkeit gefesselt hätten.*)

„Ich bin besiegt,“ rief die Gräfin lachend, „Du hast die Wette gewonnen. Der Kochlöffel hat das Schwert aus dem Felde geschlagen.“

* * *

Doch die Tage des Triumphes waren bald zu Ende. Die Schlacht bei Wagram entschied noch einmal für Napoleon. Oesterreich mußte einen demüthigenden Frieden schließen und Tirol seinem Schicksale überlassen.

Freilich, die treuen, tapferen Bergbewohner streckten nicht so bald die Waffen, noch mehr als einmal lächelte ihnen das Glück, aber endlich ging es doch zu Ende mit der Tiroler Erhebung. In Meran, wo der große Kampf begonnen, wurde auch das letzte Gefecht geliefert.

Eine Schaar, die von Wolkenstein, Vincenza und dem Kaplan von Schönna geführt wurde, drang über den gemauerten Steg gegen den Küchelberg vor, wurde jedoch zurückgeschlagen. Der Kaplan von Schönna fiel mit vielen Anderen, der Rest zerstreute sich.

Graf Wolkenstein brachte die Gräfin Trautmannsdorf unter unsäglichen Gefahren und Beschwerden, auf schwindelnden Bergespfaden, durch Schnee und Eis glücklich nach Steiermark und über Leoben nach Wien. Auf dieser einsamen Bergeswanderung hatten sich ihre Herzen noch inniger aneinander geschlossen. Es währte nicht lange, so erhielt die schöne Trini die Nachricht von ihrer Vermählung mit der Bemerkung der Gräfin: „Den besten Gefangenen habe doch ich gemacht.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Arzt und Patient. — Doktor Dupuytren, der berühmte Chirurg in Paris († 1835), war ein durch manches Unglück verbitterter, finsterer Mann und behandelte seine Kranken mit fast brutaler Härte; dennoch kamen so viele Leidende in sein Haus, daß die Konsultationen oft bis in die Nacht hinein währten.

Eines Abends, als ihn die Krankenbesuche ungewöhnlich in Anspruch genommen hatten, und er eben etwas auszuruhen gedachte, stellte sich noch ein verspäteter Besucher ein. Dupuytren blickte ihn unwillig an. Es war ein Greis von kleiner Statur, aber angenehmem Aeußern. Sein ruhiges, friedliches Angesicht hatte etwas Einnehmendes; es war eine jener Physiognomien, zu denen man sich unwillkürlich hingezogen fühlt. Er machte eine Verbeugung und erwartete schüchtern die Anrede des Arztes.

„Was fehlt Ihnen?“ fuhr ihn endlich Dupuytren an.

„Herr Doktor,“ erwiederte der Patient, „ich bitte um Erlaubniß, mich zu setzen; meine armen Beine sind schon etwas alt. Ich bin der Pfarrer in Neufville bei Nemours. Vor zwei Jahren bekam ich eine Geschwulst am Halse. Der Arzt in meinem Dorfe meinte anfangs, es sei nichts; allein es wurde immer schlimmer und —“

„Zeigen Sie mir Ihren Hals!“ unterbrach Dupuytren den Geistlichen rauh.

Der Geistliche gehorchte. Dupuytren sah lange und scharf zum Halse hin. Das Leiden war so

---

*) Historisch.

ernster Art, daß er sich wunderte, wie der Kranke noch so viele Kraft hatte.

„Herr Pfarrer,“ sagte er nach einer Weile, „daran muß man sterben!“

Der Pfarrer legte seinen Verband wieder um, ohne ein Wort zu sagen. Dupuytren sah ihn noch immer starr an; dann zog der Pfarrer ein Fünffrankenstück aus der Tasche, legte es auf den Kamin und sprach: „Ich bin nicht reich, und meine Armen sind sehr zahlreich, Herr Doktor. Verzeihen Sie mir, wenn ich für eine Konsultation des Doktors Dupuytren nicht mehr zahlen kann. Ich fühle mich glücklich, Sie befragt zu haben; denn ich werde nun nicht unvorbereitet sterben. Vielleicht hätten Sie mir diese ernste Nachricht mit etwas mehr Vorsicht mittheilen können; ich bin 65 Jahre alt, und in meinem Alter hängt man bisweilen sehr am Leben. Aber ich zürne Ihnen deshalb nicht. Sie haben mich nicht überrascht, und ich war auf eine solche Kunde gefaßt. Adieu, Herr Doktor, ich kehre zu meiner Gemeinde zurück. Ich will in ihrer Mitte sterben.“

Er verließ das Zimmer. Dupuytren stand in Gedanken vertieft. Die Worte des Greises hatten ihn erschüttert. Dieser schwache, leidende Mann mußte einen festen Willen und viel Muth haben. Er eilte ihm nach. Der Pfarrer ging langsam die Treppe hinab. Dupuytren rief ihm nach: „Herr Pfarrer, wollen Sie doch noch einmal heraufkommen?“ Der Pfarrer kam herauf. „Es gibt vielleicht noch ein Mittel, Sie zu retten,“ sprach der Arzt, „wenn Sie sich operiren lassen wollen!“

„O mein Gott, Herr Doktor,“ rief der Pfarrer, „deshalb bin ich ja nach Paris gekommen. Operiren Sie, so viel Sie wollen. Ich werde es wohl aushalten. Meine Pfarrkinder werden so glücklich sein.“

„Gut, so begeben Sie sich in das Hotel Dieu, in den Saal St. Agnes,“ bedeutete ihn der Arzt, „es wird Ihnen dort an nichts fehlen. Heute und morgen ruhen Sie aus und übermorgen —“

„Gut, Herr Doktor, ich danke Ihnen!“

Der Pfarrer begab sich in das Spital. Am dritten Tag geschah die Operation. Sie dauerte lange und war sehr schmerzhaft; ein Theil der Kinnlade war vom Knochenfraß ergriffen und mußte weggenommen werden. Der Pfarrer gab keinen Laut von sich; als Dupuytren zu ihm sagte, nun wäre es vorbei, war er sehr blaß. Dupuytren verband ihn selbst und sagte: „Ich glaube, es wird gut gehen. Haben Sie viel gelitten?“

„Ich suchte an etwas Anderes zu denken,“ sagte der Operirte einfach.

Der Pfarrer war gerettet. Jeden Morgen, wenn Dupuytren kam, ging er zuerst zu ihm, und als der Patient endlich das Bett verlassen konnte, nahm ihn der Arzt zum größten Erstaunen der Studenten beim Arm und ging langsam mit ihm auf und ab. Man wußte sich diese Freundlichkeit des finsteren Dupuytren, der seine Patienten sonst mit so viel Härte behandelte, gar nicht zu erklären.

Humoristisches.



Leicht erklärlich.

Fiaker: Hör'n S', in Ihrer Haut möcht' i' auch net stecken!
Dienstmann (zornig): He, woll'n S' mi' vielleicht beleidigen? I' bin a kerng'sunder Mensch. Warum wollen S' net in meiner Haut stecken?
Fiaker: Weil i' kein' Platz d'rin hätt'!



Mißverstanden.
(Fräulein in Ohnmacht liegend.)

Herr: Mein Gott, Fräulein Valentine, was haben Sie?
Fräulein (flüsternd): 50,000 Mark — später mehr.

Mehrere Jahre waren seit der Rückreise des Pfarrers nach seinem Dorfe verflossen, als Dupuytren durch einen Schlaganfall niedergeworfen wurde. Er fühlte sein Ende nahe und ließ nun dem Pfarrer in Neufville folgenden Brief schreiben:

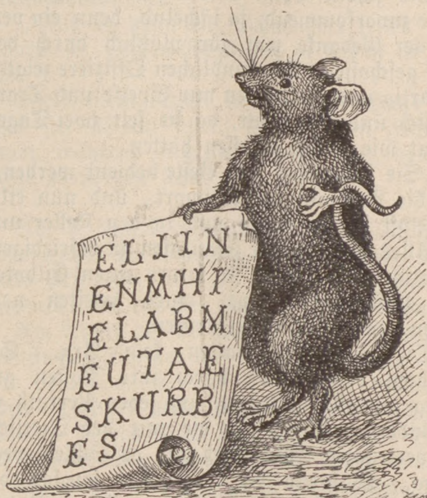
„Mein lieber Freund! Der Doktor hat den Pfarrer nöthig. Kommen Sie schnell, sonst kommen Sie vielleicht zu spät. Dupuytren.“

Der Pfarrer kam. Er blieb lange mit Dupuytren allein und als er endlich aufstand, um Abschied zu nehmen, sagte Dupuytren: „Ich danke Ihnen, mein Freund; Sie sind der größere Doktor! Ich habe Ihnen nur den Leib, Sie haben mir aber die Seele wieder zusammengeflickt.“ [C. T.]

Anzüglich. — Als der gefeierte Opernkomponist Rossini im Jahre 1822 Wien besuchte, wurde er auch zu einer Abendgesellschaft des Grafen Z., eines reichen Wiener Kunstmäcens, geladen. Nach aufgehobener Tafel begann man zu musiciren, und der Wirth forderte seine Tochter auf, den Gästen und Rossini zu Ehren eine Arie aus dessen „Barbier von Sevilla“ vorzutragen. Wie gewöhnlich zierte sich die junge Schöne und ließ sich eine Zeitlang nöthigen. Aus Artigkeit schloß sich endlich auch Rossini den Aufforderungen, die man an die Dame richtete, an. „Ach theurer Meister,“ flüsterte diese, „wie ich mich vor dem Singen fürchte!“

Da riß dem Tondichter die Geduld und er erwiederte: „Gewiß nicht mehr als ich!“ [J. W.]

Auszähl-Räthsel: „Die Maus“.



Wenn ein bestimmter Buchstabe der obigen Inschrift ausgezählt wird, bis kein Buchstabe mehr übrig ist, erhält man ein Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.

Homogramm.

A	A	A	E	E
E	L	L	N	O
O	R	R	R	S
S	S	S	T	T
T	T	T	T	T

Aus obigen Buchstaben sind fünf Worte zu bilden, die horizontal und vertikal dasselbe ergeben: 1) ein großes Gebirge, 2) einen freundlichen Zuspruch, 3) einen weiblichen Vornamen, 4) eine Blume, 5) einen Weltkörper. [Franz Marr.]

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Quadrat-Räthsels in Nr. 41:
Voltaire.

V	A	S	E
K	O	R	N
P	I	L	Z
A	C	H	T

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.